

»Wir müssen stärker mit der Wirtschaft zusammenarbeiten«

Der Amerikaner Michael Seadle ist neuer Direktor des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin und will es zur »iSchool« weiterentwickeln

Für den US-amerikanischen Bibliotheksexperten Michael Seadle fühlt sich das Leben in Berlin an, als würde er nach Hause kommen. Der Spezialist für digitale Bibliotheken und promovierte Historiker aus Michigan hat seit dem Wintersemester eine Professur am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität angetreten und hat dort auch das Amt des geschäftsführenden Direktors übernommen. Berlin ist für Michael Seadle vertrautes Pflaster. Sein Großvater war Schauspieler am Schillertheater, sein Vater wurde hier geboren. Er selber forschte in der noch geteilten Stadt für seine Doktorarbeit. Jetzt ist er hier, um den digitalen Schwerpunkt am Institut auszubauen und es zu einem Mitglied der »iSchools«, einer Gruppe führender Bibliotheksschulen der USA, zu entwickeln. Die iSchools zeichnen sich unter anderem durch erfolgreiche Kooperationen mit der Wirtschaft aus. BuB-Redakteurin Julia Hellmich hat den Professor an seinem neuen Arbeitsort besucht.

BuB: Herr Seadle, wie sind Sie in Deutschland gelandet, was ist Ihr erster Eindruck von Berlin?

Michael Seadle: Ich habe mich in dieser Stadt immer zu Hause gefühlt. Mein Großvater wohnte hier, als ich jung war, er war Schauspieler am Schillertheater. Mein Vater ist hier geboren. Ich bin damit aufgewachsen, dass ich Geschichten über Berlin gehört habe. Natürlich habe ich meinen Großvater ab und zu besucht. Meine Familie stammt aber eigentlich aus Sachsen, dort habe ich immer noch viele Verwandte.

Wie hieß denn Ihr Großvater, der Schauspieler?

Er hieß Erhard Siedel. Mein Vater hat die Buchstabierung des Namens geändert als er die Staatsangehörigkeit in den Vereinigten Staaten bekam. Er glaubte, dass die Amerikaner das besser aussprechen könnten. Und weil ihn die Armee eingezogen hat, dachte er auch, dass es für seinen Vater besser wäre, wenn der Name verändert würde. Mein Vater war Halbjude und ist in der Nazizeit ausgewandert.

Sie haben also schon als Kind Deutsch gelernt?

Nein, in der Familie haben wir kaum Deutsch gesprochen. Meine Mutter, die in Straßburg studiert hatte, war der Meinung, ich sollte Französisch lernen. Keine schlimme Idee, ich kann immer noch Kinderbücher auf Französisch lesen. Aber als Jugendlicher habe ich begriffen, dass meine Wurzeln in Deutschland liegen und dass ich diese Sprache können muss, um mit meinem Großvater sprechen zu können. Im College habe ich dann als junger Mann das erste Mal Deutschunterricht gehabt. Ich besuchte 1970 auch ein Austauschprogramm mit Sprachunterricht, das teils in Berlin stattfand. Ich wohnte damals in West-Berlin. Aber ich besuchte auch den Osten, weil ich das Brecht-Theater sehr gern mochte. Mit amerikanischem Pass konnte man problemlos über die Grenze kommen. Ziemlich regelmäßig habe ich den Grenzüber-

gang »Checkpoint Charlie« passiert. Die Wachen haben mich immer gefragt, was ich in Ost-Berlin gemacht habe. Ich berichtete über das Brecht-Stück. Ich habe also nie Probleme gehabt. Sie merken, diese Stadt ist mein zweites Zuhause. Ich habe hier auch für meine Dissertation geforscht, in der ich die Reaktion der deutschen Quäker auf Hitler untersucht habe. Dafür habe ich auch Interviews mit Zeitzeugen geführt.

Aus Ihrer Beziehung zu Berlin ließe sich ein eigenes Interview machen, scheint mir! Aber ich würde zunächst gern auf ein paar bibliothekarische Fragen zu sprechen kommen. Amerikanische Bibliotheken gelten als vorbildlich – Ausstattung, Service, Zugang sind oft besser als in Deutschland. Wollen Sie hier Entwicklungshilfe leisten?

Ganz so würde ich das nicht ausdrücken. Aber es stimmt, so wie ich es verstehe, bin ich hier auch dazu eingeladen, einige Änderungen anzuschließen, damit das Institut zu einem Mitglied der sogenannten iSchools wird. Die wichtigsten amerikanischen Ausbildungsstätten für Bibliothekare, darunter die Universität Michigan und die Universität Illinois, haben eine Gruppe aufgebaut, die sich iSchools nennt. Die Humboldt-Universität hat jetzt eine Einladung, sich dieser Gruppe anzuschließen, auch weil ich gute Verbindungen zu den Kollegen dort habe. Bereits vor einigen Jahren war ich nach Berlin eingeladen worden, damals hatte ich der Humboldt-Universität das Studienprogramm aus Michigan empfohlen.

Diese Empfehlung können Sie also nun umsetzen. Was wird sich dadurch am Berliner Institut ändern?

Das Programm brauchte einen stärkeren digitalen Schwerpunkt. Die Studenten brauchen ein umfassenderes Verständnis von Informatik. Verstehen Sie mich richtig: Ein Informationswissenschaftler muss nicht programmieren können. Er muss aber Programmierung verstehen, muss wissen, was damit möglich ist und was nicht. Ein Ziel ist es außerdem, nicht nur mit Bibliotheken, sondern mehr mit Firmen zu kooperieren. Wir müssen stärker mit der Wirtschaft zusammenarbeiten. Die Universität Michigan hat großen Erfolg damit, dass Studenten Jobs in Unternehmen finden. Die Firmen erkennen die iSchools als Partner an und unterstützen sie auch finanziell. In Michigan ist es so, dass die Institute für Bibliothekswesen sich nicht nur als Kulturträger betrachten, sondern als einen



»In der Entwicklung gibt es immer Punkte, an denen sich Grenzen ändern. In unserem Bereich war die Einführung der Fernleihe so ein Schritt. In Zukunft wird es unser Verhältnis zu den Wikis sein«, meint der amerikanische Bibliotheksexperte Michael Seadle.

Foto: Rebecca Seemann

wichtigen Teil der Informationsbranche. Denn Informationen sind heutzutage ein ganz entscheidender Teil der Wirtschaft.

In welchen Firmen kommen die Studenten aus Michigan zum Beispiel unter, und was tun sie dort?

Eine meiner Bibliotheksangestellten zum Beispiel hat drei Jahre für ein Internet-Startup gearbeitet. Das war reine Informatikerarbeit. Sie war zwar keine Informatikerin, war dort aber die Leiterin eines Informatikerteams. Denn sie wusste, wie man Informationen sammelt, erschließt, vermittelt. Genau das ist unser Tätigkeitsfeld. Was wir in den traditionellen Bibliotheken tun – Bestandsaufbau, Erschließung, Benutzerberatung –, das können wir auch in den digitalen Bibliotheken tun.

Ihre erste Vorlesung heißt »Einführung in die Welt der digitalen Bibliotheken«. Worum geht es darin, was sind die Themen?

Als Historiker mag ich Tatsachen. Deswegen schaue ich mir mit den Studierenden anhand von konkreten Beispielen an, wie die ersten Bibliotheken dieser Art aufgebaut waren und welche Fragen sie beantworten mussten. Und ich versuche, die Studenten mit sozialwissenschaftlichen Methoden vertraut zu machen.

Mein Doktorvater ist stark beeinflusst von der Anthropologie. Deren Methoden sind für mich ein wichtiges Instrument, und ich halte es für sinnvoll, dass meine Studierenden etwas davon verstehen.

Wie geht man denn anthropologisch an eine digitale Bibliothek heran?

Wenn man sich mit digitalen Bibliotheken befasst, muss man manchmal auf Insiderwissen zurückgreifen, manches findet man in Archiven, aber manchmal muss man auch die digitale Bibliothek selbst anschauen, sie genau beobachten und beschreiben. Beschreiben ist ein wichtiger Teil der anthropologischen Forschung. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Künstler bin ich nicht, aber ich skizziere ab und zu. So bin ich in eine Gemäldegalerie gegangen und habe versucht, eine Skizze von einem Gemälde dort zu machen. Ich zeigte den Studenten ein Foto von dem Gemälde und meine Skizze, um zu zeigen, was ich falsch gemacht habe. Denn wir beobachten und versuchen, etwas genau zu beschreiben – und das Problem dabei liegt nicht in der Hand, sondern im Auge. Man muss das Schauen lernen. Das hat mir mein Kunstgeschichtelehrer aus Wien gesagt, dort habe ich auch eine kurze Zeit studiert.

Und wie beobachtet man eine digitale Bibliothek?

Das genau ist das Problem. Denn bei einer Bibliothek denken wir immer noch an ein Gebäude, an einen realen Bestand. An Reihen von Büchern und Zeitschriften. Aber was betrachten wir, wenn wir eine digitale Bibliothek anschauen? Zunächst nur das Interface. Und wenn wir eine Website beschreiben, dann beschreiben wir nur die Oberfläche. Es ist als wenn man die Außenseite des Gebäudes beschreibt. Wir müssen auch innen schauen, wie die Information *wirklich* organisiert ist, nicht nur, wie die Oberfläche, das Interface es uns zeigt.

Sie meinen die Datenbanken?

Es sind manchmal Datenbanken. Aber die übergreifende Frage ist immer: Was ist eine digitale Bibliothek? Es gibt keine einfache Antwort dafür. Eine selbstständige, einfache HTML-Seite ist keine digitale Bibliothek. Auch die Rohdaten, die das Weltraumteleskop Hubble Spacecraft in den Computer sendet, die ergeben noch keine digitale Bibliothek. Eine digitale Bibliothek besteht erst, wenn dort Dienste, Services angeboten werden.

Könnten Sie ein Beispiel für eine gelungene digitale Bibliothek nennen?

Das Problem ist, dass es zu viele gute Beispiele gibt. Die Bayerische Staatsbibliothek hat Angebote, die wirklich eine gute digitale Bibliothek ausmachen. ▶

Dr. Michael Seadle hat zum Wintersemester 2006/2007 eine Professur für Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Schwerpunkt Digitale Bibliotheken, am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin angetreten. Zuvor war er als Assistant Director for Systems and Digital Services an den Michigan State University Libraries tätig. Das bibliothekarische Studienprogramm an der University of Michigan gehört zu den führenden bibliothekarischen Masterprogrammen der Vereinigten Staaten. Michael Seadle ist Herausgeber der Zeitschrift »Library High Tech«. Seinen PhD erwarb er in Geschichte im Jahr 1977 an der University of Chicago. Zu seinem breiten Forschungsprofil gehören Social Systems and Collections, Metadaten, Evaluierung, E-Learning, Multimedia, Informationstechnologie und -ökonomie, Open Access, Mensch-Maschine-Schnittstelle, Copyright, Anthropologie und Langzeitarchivierung.

Interessant ist dort, dass diese digitale Bibliothek als Teil des Gesamtbestandes betrachtet wird. Zweites Beispiel: Das Zeitschriftenarchiv Digi-Zeitschriften aus Göttingen. In diesen beiden Fällen sind Informationen und Bestände, die vorher in Papierformat waren, jetzt digital zu finden. Noch ein Beispiel: An der Humboldt-Universität haben wir den Dokumentenserver »edoc« für Dissertationen. Die Dissertationen, die dort veröffentlicht werden, sind »digital geboren« und werden digital archiviert. Noch ein Beispiel: Open Archives Initiative, OAI, ist ein Projekt, das ich aus Michigan mitgebracht habe, worin wir frei verfügbare Daten »harvesten«. Das ist auch eine Art digitale Bibliothek, sie besteht nur aus Metadaten, Teile sind Volltext, andere nicht.

Eine aktuelle Debatte zum Stichwort digitale Information dreht sich um das sogenannte Web 2.0. Auch die »Bibliothek 2.0« wird diskutiert. Was verstehen Sie darunter?

Ich habe davon gehört, aber ich kann wirklich nicht sagen, welche Meinung ich dazu habe. In der von mir herausgegebenen Zeitschrift »Library High Tech« hatten wir auch einen Artikel darüber.

»Es ist mit dem Web 2.0 wohl so, dass einfach mal wieder jemand behauptet, wir hätten eine neue Phase.«

Es ist wohl so, dass einfach mal wieder jemand behauptet, wir hätten eine neue Phase. Einen Punkt, den ich immer wieder betone: Digitale Bibliotheken sind nicht neu. Sie ersetzen traditionelle Bibliotheken nicht, sie sind, wie in der Bayerischen Staatsbibliothek, integrale Teile. Es wird zukünftig wohl so werden, dass der digitale Bestand wichtiger sein wird als der Papierbestand. In einigen Bereichen stimmt das heute schon, etwa in der Physik, wo es das digitale Archiv LosAlamos gibt. Auch im Bereich der Informatik sind die wichtigsten Sachen oft nur noch digital verfügbar. Im Bereich Mathematik ist es noch nicht soweit. In Amerika ist es im Bibliotheks- und Informationswesen oft so, dass eine Zeitschrift unwichtiger wird, wenn es sie nicht auch in digitaler Form gibt.

Unter dem Stichwort Web 2.0 wird häufig das Internet als soziales Forum zum Mitmachen verstanden, in dem auch Laien

als Experten auftreten. Das prominenteste Beispiel ist wahrscheinlich das Onlinelexikon Wikipedia. Über Wert und Seriosität wird kontrovers diskutiert. Wie sollten sich Bibliotheken positionieren? Mitmachen, auf den Zug aufspringen, mit Wikipedia zusammenarbeiten, wie es zum Teil schon gemacht wird? Oder sich als Gegenpol, als seriöse Autorität profilieren?

Ich bin überzeugt, dass Dinge wie Wikipedia und »Delicio.us« ganz wichtig sind. Als Gutenberg mit seiner Druckerpresse angefangen hat, wurde das auch von vielen zunächst nicht ernst genommen. Es gibt natürlich unseriöse Teile in Wikipedia. Besonders bei kontroversen politischen Themen gibt es häufig falsche Informationen. Aber ich kenne auch einen Artikel in »Nature«, der herausstellte, dass in den Naturwissenschaften Wikipedia zum Teil ebenso gut ist wie die Encyclopedia Britannica. Manchmal sogar besser, weil die Einträge aktueller sind. Auch in fachlich lektorierten Lexika finden sich mitunter Fehler, weil die Autoren Menschen sind und Fehler machen. Erstaunlich ist zum Beispiel auf den ersten Blick, dass das offene Physikarchiv so gut funktioniert. Ein Physiker hat das einmal auf den Punkt gebracht, als er sagte: Wir kennen uns. Wenn jemand aus unserer Gruppe Informationen einstellt, kennen wir ihn und wir können auch gleich sehen, ob er die Physik und die Mathematik, die dahinterstecken, beherrscht oder nicht.

Aber ein Problem ist doch, dass genau dieses »Kennen« untereinander im Internet oft nicht funktioniert, weil viele Menschen sich bewusst nicht zu erkennen geben.

Es gibt aber Bereiche, für die man sagen kann: Die Information ist so gut oder sogar besser als das, was wir im Papierbestand haben. Da überprüft die Community der Wissenschaftler selbst die Qualität. Es gibt natürlich auch Bereiche, in denen diese Kontrolle nicht funktioniert. Das ist für uns als Bibliothekare immer ein Problem. Wir brauchen neue Methoden, wie wir unsere Benutzer beraten und ihnen sagen können, was wissenschaftlich ist und was zwar nicht wissenschaftlich ist, aber vielleicht ein Beispiel einer Kontroverse zeigt – und was schlicht Quatsch ist.

Wie sollen Bibliothekare das leisten, selbst die Inhalte aus den verschiedenen Wissenschaften und Wissensbereichen zu bewerten?

Das ist wirklich eines der Probleme, die wir jetzt haben. Es gibt so viele Infor-

mationen im Internet und die Menschen verwenden sie täglich. Wir können nicht sagen, das Internet wird geschlossen, wir versperren den Zugang. Wenn wir also keine Beurteilungsmethoden für die Inhalte des Internet haben oder entwickeln können, dann tun wir unseren Job als Bibliothekare nicht.

Wir müssen es also irgendwie schaffen, sämtliche Inhalte zu beurteilen?

Ja. Ich meine, natürlich ist es nicht unsere Aufgabe, dass wir alle Mathematiker sind. Aber wir müssen die Informationsquellen aus den Fächern benutzen. Das ist eben eine der Dienstleistungen, die wir in einer digitalen Bibliothek erbringen müssen, dass wir unseren Benutzern sagen können: In diesem Bereich können Sie den Wikis trauen, in diesem Bereich

»Wir brauchen neue Methoden, wie wir unsere Benutzer beraten und ihnen sagen können, was wissenschaftlich ist.«

können Sie mit Google suchen – und in jenem Bereich nicht. Das ist gar nicht einfach. Und man muss auch feststellen: Wir haben die Methoden noch nicht, mit denen wir das systematisch tun können. Aber bei Papierformen ist es ja kaum anders. Wir vertrauen dann oft auf die Verlage. Ich kenne genug Verlage, denen ich absolut nicht vertrauen würde.

Wie wird sich die digitale Bibliothek in Zukunft entwickeln?

Eins ist klar: Wir können nicht so bleiben, wie wir es gerne wollen. Wir wissen aber eigentlich auch nicht, wie wir in Zukunft werden. Wir haben noch immer Papierbestände. Und als Historiker erwarte ich auch, dass das so bleiben wird. Wahrscheinlich werden wir immer mehr digitalen Bestand haben. In der Entwicklung gibt es immer Punkte, an denen sich Grenzen ändern. In unserem Bereich war die Einführung der Fernleihe so ein Schritt. Und in Zukunft wird die neue Grenzänderung unser Verhältnis zu den Wikis sein. Es wäre viel zu einfach zu sagen, »das ist alles Quatsch« oder auch »es ist alles gut«. Wir brauchen neue Ansätze, um Inhalte zu bewerten, zu beschreiben, zu bewahren.

Im Internet kann jeder zum Informationsexperten werden. Weblogs sind in autoritären Staaten mitunter ein Instrument der Demokratie und Meinungsfreiheit. Wie



»Wenn wir keine Beurteilungsmethoden für die Inhalte des Internet haben oder entwickeln können, dann tun wir unseren Job als Bibliothekare nicht«, ist Michael Seadle überzeugt.



»Was wir in traditionellen Bibliotheken tun – Bestandsaufbau, Erschließung, Benutzerberatung –, das können wir auch in digitalen Bibliotheken tun.«



Den neuen geschäftsführenden Direktor des Instituts für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität hat BuB-Redakteurin Julia Hellmich in Berlin besucht.

Fotos: Rebecca Seemann

können Bibliothekare mit diesen schwer überschaubaren publizistischen Formen umgehen?

Wir können das nicht alles kontrollieren oder bewerten. Es gibt aber auch keine Bibliothek, die alle Drucksachen hat. Viel graue Literatur bleibt außen vor. In diesem Bereich gibt es genau die selben Probleme der Bewertung. Wir sind traditionell so an Verlage, Zeitschriften und an Peer-Review gewöhnt, dass wir oft vergessen, wie viele Informationen darüber hinaus es auch noch gibt.

In der digitalen Welt ist nicht mal gesichert, dass Bibliotheken die Verlagsprodukte anbieten können. Einige Verlage stellen ihre digitalen Erzeugnisse nicht zur Verfügung.

Dieses Problem hat zwei Teile. Einen ökonomischen Teil und einen wissenschaftlichen. Zunächst einmal werden viele der Verlage untergehen, die ihr Wissen Bibliotheken nicht verfügbar machen. Auf der anderen Seite müssen die Universitäten für sich ökonomische Berechnungen anstellen. Forscher an Berkeley und Michigan haben großes Interesse an diesen Fragen, dort gibt es verschiedene Analysen. Die Frage ist: Sollen wir eine Lizenz für die ganze Universität erwerben, damit Professoren, Mitarbeiter, Studierende kostenlosen Zugang zu einer Zeitschrift haben? Oder sollte lieber jeder Nutzer einige Cents pro Artikel zahlen und die Universität sollte individuelle Konten einrichten? Dieses zweite Modell hat sich noch nicht durchgesetzt, stattdessen gibt es teure Groß-Lizenzen. In den USA erwerben oft Gruppen von Universitäten Lizenzen gemeinsam. Kalifornien, die Ivy League, die »Big Ten« und andere machen eigene Deals. Diesen Trend gibt es in Europa und Deutschland auch. Der wissenschaftliche Teil dieser Frage wirft aber noch ein anderes Problem auf. Denn es ist immer problematisch, wenn Literatur nur in Papierform vorhanden ist oder nur in digitaler Form. Ohne Internet- und Computerzugang kann man die digitalen Inhalte nicht nutzen, ohne Zugang zu einer Bibliothek, die das Buch im Bestand hat oder besorgen kann, bekommt man die gedruckten Inhalte nicht.

Wie viel Open Access wird die digitale Bibliothek der Zukunft leisten?

Darauf gibt es keine einfache Antwort. Als Herausgeber einer Zeitschrift eines kommerziellen Verlages ist mir klar, dass wir Rechtsschutz brauchen und Rechte bewahren müssen. Als Bibliothekar glaube ich, dass wir Open Access brauchen.

Aber das Ganze hat auch eine ökonomische Seite. Es gibt vieles, das die Verlage tun, um ein Werk herauszubringen. Es ist ja mit dem Druck nicht getan. Doch es gibt den Punkt, an dem der Wert eines Artikels für den Verlag so gering wird, dass es für ihn besser ist, ihn ganz offen ins Netz zu stellen. Es gibt dieses Romeo-Projekt, eine Liste von Verlagen, die man als grün, gelb oder rot einstuft. Die »grünen Verlage« erlauben den Autoren, ihre Artikel kostenlos auf die eigene Website zu stellen. Die »roten Verlage« verbieten das strikt. Die »gelben Verlage« sind irgendwo dazwischen. Der Emerald-Verlag, für den ich arbeite, ist einer der grünsten. Nachdem ein Beitrag in »Library High Tech« veröffentlicht ist, können die Autoren ihn auf ihre Website stellen. Einzige Bedingung ist, dass sie kenntlich machen, dass er bei uns veröffentlicht wurde. Das ist nur fair. Sie dürfen den Artikel auch in anderen kommerziellen Zeitschriften veröffentlichen – mit Hinweis auf die Veröffentlichung in unserer Zeitschrift.

Viele deutsche Kollegen werden die elektronische Zeitschrift »Library High Tech« noch nicht kennen. Erzählen Sie doch bitte noch etwas darüber.

»Library High Tech« hat als Printzeitschrift bei einem kleinen Verlag angefangen. Ich bin seit zehn Jahren der Herausgeber. Vor acht Jahren wurde sie an den Emerald-Verlag verkauft, ich wurde sozusagen auch verkauft. Die Zeitschrift ist indexiert im ISI Social Science Citation Index und gehört zu den zehn am meisten genutzten Fachmedien an US-Bibliotheksinstituten. Wir arbeiten mit dem Peer-Review-System: Jeder Artikel wird vor Veröffentlichung von zwei Experten begutachtet. Wir bringen auch Artikel aus Deutschland, allerdings erscheinen alle Beiträge auf Englisch. Zum Editorial Advisory Board gehören Bibliotheks- und Informationsspezialisten aus aller Welt. Thema ist alles, was mit Bibliothekstechnologie zu tun hat. Dazu gehören auch Architekturberichte. Und auch über Urheberrechtsfragen wird bei uns publiziert.

Ein Thema, das ich noch gern ansprechen möchte, ist die bibliothekarische Ausbildung. In den USA ist es üblich, erst einen Bachelor in einem anderen Fach zu machen, dann den Bibliotheksmaster. Ist dieses Konzept sinnvoller als die bei uns üblichen rein bibliothekarischen Studiengänge?

Den Bachelor oder auch das Diplom in Deutschland habe ich zunächst skeptisch

gesehen. Aber mittlerweile gibt es auch in Amerika ein paar iSchools, die einen Bibliotheksbachelor anbieten, auf den ein Bibliotheksmaster folgt. Der Vorteil daran ist, dass man eine fundierte Basis für das Fach aufbauen kann. Sonst kommen die Absolventen anderer Fächer zum Bibliothekswesen mehr so, dass sie dort einen Job finden wollen. Es gibt also wenig spezifische Forschung. Der Vorteil eines Studiums zwei verschiedener Fächer ist, dass Absolventen Kenntnisse aus anderen Gebieten in den Bibliotheksjob mitbringen. Was besser ist, darauf gibt es keine klare Antwort. Wir haben zu wenig Erfahrung damit. Ich glaube, dass wir hier einen wichtigen Versuch machen mit diesem gezielten Programm, aber es ist ein Abenteuer. Ich kann nicht sagen, was das beste ist. Wir lernen noch.

Wir haben vorhin darüber gesprochen, dass Bibliothekare immer mehr Inhalte beurteilen müssen, vor allem dort, wo im elektronischen Bereich die Verlage als Mittler wegfallen. Ist für diese Anforderungen das amerikanische Ausbildungssystem nicht besser geeignet?

Vor einem Jahr hätte ich das so gesehen, ja. Doch jetzt bin ich Direktor eines Instituts, das ein gezieltes Programm anbietet. Wenn ich hier von Anfang an

»Der Vorteil eines Studiums zwei verschiedener Fächer ist, dass Absolventen Kenntnisse aus anderen Gebieten in den Bibliotheksjob mitbringen.«

dabei gewesen wäre, dann hätte ich vielleicht etwas anderes vorgeschlagen. Aber jetzt bin ich nicht mehr sicher, ob ich damit recht gehabt hätte. Wie gesagt, auch ein paar amerikanische iSchools bieten inzwischen gezielte Programme an. Es entsteht die Chance, eine speziell bibliothekarische wissenschaftliche Methode zu entwickeln.

Was für eine Methode wird das sein?

Da gibt es verschiedene Vorstellungen, das wird sich noch zeigen. Ich persönlich bin wie gesagt beeinflusst von der Anthropologie, meiner Ansicht nach ist diese Methode für Bibliothekare wertvoll und sinnvoll. Aber auch Wirtschaftskennntnisse sind wichtig, wir müssen täglich ökonomische Fragen lösen. Und Informatik spielt natürlich eine zentrale Rolle.

BuB

Forum Bibliothek und Information

(www.b-u-b.de)

(Bis 2000: »Buch und Bibliothek«)
Fachzeitschrift des BIB · Berufsverband
Information Bibliothek e.V.
(www.bib-info.de)
59. Jahrgang, Nr. 02, Februar 2007
ISSN 0340-0301

Herausgeber:

Dr. Carola Schelle-Wolff, Hannover
Prof. Dr. Konrad Umlauf, Berlin
Prof. Cornelia Vonhof, Stuttgart

Redaktionsbeirat:

Dale S. Askey, Kansas State University
Library, Manhattan, KS · Prof. Jürgen
Hering, Stuttgart · Dr. Jürgen Lodemann,
Schriftsteller, Freiburg im Breisgau und
Essen · Prof. Dr. Elmar Mittler, Göttingen ·
Dr. Horst Neißer, Stadtbibliothek Köln ·
Walburgis Otte, Bibliothek der FH Olden-
burg/Ostfriesland/Wilhelmshaven ·
Dr. Georg Ruppelt, Gottfried Wilhelm
Leibniz Bibliothek/Niedersächsische
Landesbibliothek, Hannover · Barbara
Schleihagen, Deutscher Bibliotheks-
verband, Berlin · Dr. Harald Weigel,
Voralberger Landesbibliothek, Bregenz

Redaktion und Anzeigenverwaltung:

BuB
Postfach 13 24 · 72703 Reutlingen
Gartenstraße 18 · 72764 Reutlingen
Telefon (0 71 21) 34 91-0
Telefax (0 71 21) 30 04 33
E-Mail: bub@bib-info.de
Redaktion: Julia Hellmich (hel)
Bernd Schleh (verantwortlich, slh) · unter
Mitarbeit von Michael Reisser (rei)

Anzeigenverwaltung: Angela Sattler

Verlag:

BOCK + HERCHEN Verlag
Postfach 11 45 · 53581 Bad Honnef
Reichenbergerstraße 11 e ·
53604 Bad Honnef
Telefon (0 22 24) 57 75
Telefax (0 22 24) 7 83 10
E-Mail: buh@bock-net.de

Herstellung:

Satz: Punkt & Pixel, Bad Honnef
Druck: Strube OHG, Gudensberg

Erscheinungsweise:

zehn Hefte jährlich (Doppelhefte: Juli/
August und November/Dezember)

Preis:

je Heft € 12,50, jährlich € 88,-
Studierende sowie Mitglieder des
VDB jährlich € 44,-
Preise einschließlich Mehrwertsteuer
und zuzüglich Versandgebühr.
Für Mitglieder des BIB ist der Bezug
im Mitgliedsbeitrag enthalten.
BuB ist kündbar bis jeweils
15. November.
Bezug durch den Verlag



**Redaktionsschluss
für Heft 4/2007: 15. Februar
Anzeigenschluss
für Heft 4/2007: 7. März**